Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 13 (2000)

Artikel: Gedanken zur Zeit : Rückblicke und Ausblicke auf ein Jahrhundert

Autor: Jehle, Marianne

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893012

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rückblicke und Ausblicke auf ein Jahrhundert

Marianne Jehle, Trübbach/St.Gallen

Um 1950, in der Mitte des 20. Jahrhunderts, war ich dreizehn Jahre alt, meine Grossmutter väterlicherseits 63 Jahre. Ich rechnete mir aus: Bei der Jahrtausendwende würde ich selbst 63 Jahre alt sein, ich würde eine Familie haben – daran zweifelte ich keinen Moment – und vielleicht sogar selbst Grossmutter sein.

Geborgen in der Familie

Die damaligen Erwartungen haben sich erfüllt. In meiner jetzigen Lebensphase empfinde ich mich stark als Glied in der Kette der Generationen. Ich überblicke zwei Generationen vor und zwei nach mir, neben meiner eigenen natürlich. Dank meiner Grosseltern, vor allem der erwähnten Grossmutter, die bis 1985 lebte, und dank meiner Eltern verfüge ich über persönliche Einblicke in die erste Hälfte des Jahrhunderts, ich selbst habe die zweite Hälfte mit vollem Bewusstsein erlebt, und meine Kinder und mein Enkel werden mir später helfen, mich im 21. Jahrhundert zu orientieren.

Ich frage mich manchmal: Wie repräsentativ ist eigentlich mein Familienmodell am Ende des 20. Jahrhunderts noch? Sogenannt intakte Familien sind seltener geworden. Etliche meiner Freunde und Freundinnen haben sich, oft nach vielen Jahren gemeinsamen Lebens, von ihrem Partner getrennt, weil sie ihre Ehe nicht mehr für tragfähig hielten. Das hat mit Emanzipation, aber auch mit der demographischen Verschiebung Richtung Alter zu tun. Früher endeten Ehen häufig schon nach wenigen Jahren durch den Tod der Frau im Kindbett. Auch junge Männer starben nicht selten an Infektionskrankheiten, so einer der Grossväter meines Mannes kurz vor dem Ersten und einer meiner Onkel kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Übrigens waren beide Ärzte und konnten sich doch nicht helfen!

Die heute häufigen Scheidungen haben vor allem mit den gesteigerten Erwartungen an die Ehe zu tun. Man ersehnt sich eine Liebes- und Lebensgemeinschaft, die intensiver ist als die in früheren Jahrhunderten übliche Zweckgemeinschaft. Wird man enttäuscht, kommt es zum Bruch. Neue Beziehungen lässt man oft nicht vom Staat oder gar von der Kirche absegnen. Zwischen 1950 und 1997 ist die Zahl der evangelischen Eheschliessungen im Kanton St.Gallen auf die Hälfte zurückgegangen! Kein Zweifel, die gesellschaftlichen Veränderungen im familiären Bereich sind einschneidend.

Junge Menschen, mit denen ich beruflich zu tun habe, teilen interessanterweise weitgehend die Wunschvorstellungen früherer Generationen hinsichtlich intakter Ehe und Familie. Bei ihren ersten Liebesbeziehungen ist es ihnen sehr ernst. Geht das Verhältnis auseinander, so ist die Trauer gross.

Völlig selbstverständlich ist den Jugendlichen das Konkubinat geworden. Ich habe mehrfach erlebt, dass sie mit ungläubigem Erstaunen reagierten, wenn ich ihnen mitteilte, dass sich diese Form des Zusammenlebens erst in den letzten dreissig Jahren verbreitet habe. In solchen Details spüre ich den Wandel der Mentalitäten! Meine Generation verlobte sich «ordentlich» und war noch getränkt von den bürgerlichen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, wonach «man» – das heisst vor allem die Mädchen, die Doppelmoral in dieser Hinsicht war verbreitet – unberührt in die Ehe zu treten hatte.

Aber vielleicht zeichnet sich eine neuerliche Trendwende ab. Eine meiner Schülerinnen an der Kantonsschule Sargans gab kürzlich im Unterricht ein Plädoyer zugunsten der Jungfräulichkeit vor der Ehe ab. Die Klassenkollegen lauschten aufmerksam, um nicht zu sagen wohlwollend.

Lebenserfahrung der Generationen

Neben meinen Erkenntnissen als Historikerin hält mich vor allem meine Lebenserfahrung davon ab, die frühere und die heutige Zeit gegeneinander auszuspielen. Meine Grossmutter lebte in einem um die Jahrhundertmitte durch keinerlei hässliche Neubauten verschandelten Landstädtchen im Klettgau. (Apropos: Die Zersiedelung weiter Teile des st.gallischen Rheintales schmerzt mich. Bei Vorlagen zur Raumplanung hatte ich als Stimmbürgerin nie Mühe, mich zu entscheiden.) Sie wohnte und arbeitete mit Grossvater, mit der Familie des Sohnes und dem Knecht unter einem Dach. Nie wurde eine grössere Arbeit im Feld in Angriff genommen, ohne dass Grossmutter um ihre Meinung gefragt wurde. Mit Schmunzeln nahm ich zur Kenntnis, dass sie 1971, mit 84 Jahren, die Einführung des Frauenstimmrechts mit dem Ausruf «Endlich!» begrüsste. «Wahre Weiblichkeit ist unberechnete Dienstfertigkeit, Aufmerksamkeit und Aufopferung. [...] Wahre Weiblichkeit macht nicht viel Geräusch, stellt sich nicht an den Markt der Welt, denn sie schliesst häuslichen Sinn, Zurückgezogenheit und Bescheidenheit in sich.» Grossmutter hat zwar ihre eigenen Bedürfnisse oft zurückgestellt, aber über diese aus dem Jahr 1903 stammende Definition der Rolle der Frau hätte sie sich wohl sehr gewundert. Unter Umgehung des bürgerlichen Familienmodells, in welchem die Frau an den Herd und in die Kinderstube verwiesen wurde, machte sie den Sprung von der traditionellen bäuerlichen Familienform des «Ganzen Hauses» direkt zum partnerschaftlichen Familienmodell der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.[1]

Kirche als gesellschaftliche Ordnungsmacht

Die Einwohner des Klettgauer Städtchens, in der Mehrzahl Bauern und Gewerbler, waren brave Kirchgänger. So war es auch im damaligen Grabs, wo die riesige neugotische Kirche um die Jahrhundertmitte noch jeden Sonntag voll war, wo im Spital

1 ELISABETH JORIS/HEIDI WITZIG (Hg.), *Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz.* Zürich 1986. S. 37.

Diakonissen walteten und wo, besonders am Berg, die Frömmigkeit pietistisch geprägt war. Wie mir der ehemalige Arzt eines anderen Werdenberger Dorfes erzählte, starben die Menschen vor fünfzig, sechzig Jahren noch leicht. Man habe es einfach akzeptiert, dass der liebe Gott dem Leben ein Ende setze. Wenn ich allerdings in einer Werdenberger Monographie lese: «Der junge Werdenberger von einst wurde in eine geordnete Welt hinein geboren. Bewährte Sitte und Gesittung umfingen ihn gleich bei der Geburt, geleiteten ihn durch die Jugendjahre, liessen ihn zum Manne werden. [...] Gegen dieses Vorgeprägtsein lehnte man sich nicht auf»[2], so meldet sich bei mir Skepsis. Allzu verklärt erscheint mir dieses Bild der Vergangenheit. Und Zwang wäre dann ja wohl die Kehrseite der Medaille gewesen. Übrigens weiss ich von einem hochbetagten Grabser, dass er es schon in der Zwischenkriegszeit vorgezogen hat, am Sonntag mit seinen Kindern in den Wald statt in die Kirche zu gehen. Und man liess ihn offenbar leben.

Dörfliche Idyllen

Doch nochmals zurück ins Klettgauer Landstädtchen: Mein Grossvater pflegte jeweils am Abend hinter dem Haus die Sense zu dengeln, und der ansässige Hufschmied, dem ich oft bei der Arbeit zuguckte, beschlug die Hufe von Ackergäulen; idyllische Bilder! Mit Grausen erinnere ich mich hingegen des Schlachthofes. Noch heute habe ich die Schreie der Schweine im Ohr und sehe vor meinem inneren Auge, wie grob sie von den Männern angepackt wurden. Nicht minder schrecklich waren die Ehedispute im Nebenhaus, deren unfreiwillige Zeugin ich täglich wurde, wenn ich bei den Grosseltern in den Ferien weilte.

Manchmal nahm mich Grossmutter mit auf den Friedhof. An eines der Gräber erinnere ich mich genau: Auf einem pompösen Obelisken aus schwarzem Marmor prangten in Gold die Namen eines längst verstorbenen Ehepaares, darunter, ebenfalls in Gold, ein schlichtes «Katharina», Todesdatum irgendwann zu Beginn des Jahrhunderts, Alter kaum zwanzig Jahre. «Ach, die Käther», seufzte die Grossmutter jeweils, nachdem wir die Blumen begossen hatten, «die Käther», und schüttelte den Kopf. Ich wagte nicht zu fragen. Erst viel später erfuhr ich, die Käther sei als Dienstmädchen nach Basel gekommen, sei dort schwanger geworden und habe in ihrer Verzweiflung Selbstmord begangen. – Nein, heil war sie nicht, die frühere Welt!

Auch «arme Leute», wie sich meine Grossmutter ausdrückte, gab es im Klettgauer Städtchen. In der Nachbarschaft meiner Grosseltern lebte eine Arbeiterfamilie mit fünf oder sechs Kindern, zwei davon geistig und körperlich behindert. An sonnigen Tagen wurden sie von der brandmageren Mutter neben der flatternden Wäsche ins Freie gesetzt, aber in der Hinter-, nicht in der Vordergasse, wo sie ja jedermann hätte sehen können! «Katholisch sind sie auch noch», hörte ich einmal Leute im Städtchen zueinander sagen.

Soziale Errungenschaften

Welch ein Segen, denke ich, war angesichts solcher Verhältnisse die wachsende Toleranz gegenüber Behinderten und Andersgläubigen und natürlich auch die Einführung der AHV und IV im Jahre 1947! Das Oltener Aktionskomitee hatte diese Renten zwar schon 1918, bei Kriegsende, gefordert. Aber der damals noch rein bürgerliche Bundesrat witterte im Begehren der Linken die Revolution. Dabei war während des Ersten Weltkriegs die materielle Situation nicht nur unter der Arbeiterschaft gespannt. Laut meiner Schwiegermutter hat deren eigene Mutter, Arztwitwe in Winterthur, ihre drei Kinder damals nur dank regelmässiger Lebensmittelversorgung durch eine Bauernfamilie durchbringen können.

Das Werdenberg war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts stark bäuerlich geprägt. Daneben gab es die Textilindustrie. Die Heimarbeit war stark verbreitet. Wenn ich mit Kantonsschülern über die «Soziale Frage» (also soziale Missstände in der Arbeitswelt) sprach, so las ich mit ihnen aus dem Aufsatz des zwölfjährigen Heimarbeiterbuben aus dem Kanton St.Gallen um 1880: «Sobald ich am Morgen aufgestanden bin, so muss ich in den Keller hinabgehen, um zu fädeln. Nach dem Morgenessen muss ich wieder fädeln, bis ich [...] ein Viertel vor Acht in die Schule gehe. Wenn diese um 11 beendigt ist, muss ich wieder fädeln bis 12 Uhr, dann kann ich das Mittagessen geniessen und muss wieder fädeln bis vor 1 Uhr. Dann gehe ich wieder in die Schule, um viel Nützliches zu lernen [...]. Wenn ich nach vier Uhr heimkomme, muss ich wieder fädeln, bis es dunkel wird [...]. Nach dem Abendessen muss ich fädeln bis um 10 Uhr, manchmal, wenn die Arbeit pressant ist, muss ich bis um 11 Uhr fädeln [...] so geht es alle Tage.» – Der Text, der ein Schlaglicht auf die schwierige Situation von Kindern in früherer Zeit wirft, machte die Kantonsschüler stets sehr betroffen. Der Begriff «pressant» macht zudem deutlich, dass der Arbeitsanfall im Textilgewerbe Schwankungen unterworfen war. In den dreissiger Jahren blieb die Arbeit fast ganz aus, das machte die Wirtschaftskrise, auch im Werdenberg, besonders brisant.[3]

Krisen und Kriege: Verfolgte Menschen

Um 1950, als ich dreizehn Jahre alt war, lebte ich mit meiner Familie in Luzern. 1939, wenige Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, waren wir dorthin umgezogen. An unserem früheren Wohnort, einem Dorf dicht an der deutschen Grenze, war meinem Vater hinterbracht worden, die ortsansässigen Nazis hätten ihn auf die «schwarze Liste» gesetzt. Da wurde ihm der Boden unter den Füssen zu heiss. Doch auch im angeblich sicheren Luzern war der Krieg spürbar. Bei Fliegeralarm mussten wir Erstklässler sofort in den Keller hinunterspringen, uns an die feuchte, dicke Mauer drücken und die Arme um den Kopf legen.

In Luzern blieben im Krieg die Touristen aus, dafür füllten sich die Hotelpaläste an der Seepromenade gegen Kriegsende mit Flüchtlingen. Meine Eltern haben sich gelegentlich um einige von ihnen gekümmert. Zu ihnen gehörte der ehemalige Stadtarzt von München, ein vornehmer alter Herr. Ihm war samt seiner Frau, seinen Kindern und Enkeln die Flucht in die Schweiz geglückt. Nicht dass er Jude gewesen wäre, er war Christ, aber – und das wurde ihm als «Vergehen» angekreidet – er hatte jüdische Vorfahren.

Schicksale wie dieses haben mich schon als Kind sehr bewegt. In meinem Geschichtsunterricht an der Kantonsschule habe ich es nie versäumt, im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg konkrete Beispiele zu bringen. Hier ein weiteres: Eine alte, mir bekannte Dame hatte in ihrer Jugend in Deutschland als beste Aufsatzschreiberin der Klasse gegolten. Einst, es war zu Beginn des Jahres 1933, erhielt sie statt der gewohnten Sechs plötzlich eine Vier. Als ihr wenig später die beste Freundin eröffnete, sie dürfe nicht mehr mit ihr sprechen, beschloss ihre – jüdische – Familie, in die USA zu emigrieren.

Aus der historischen Distanz kann man, so denke ich, die Beweggründe von Men-

schen oft besser erkennen und ihr Handeln besser verstehen, als wenn man sich auf Aktuelles beschränkt. Als Lehrerin habe ich es auch nie versäumt, von der studentischen Widerstandsgruppe «Weisse Rose» zu berichten. Sophie und Hans Scholl haben für ihre Überzeugung das Leben riskiert und auch verloren. Geschichte kann – so denke ich – nur lebendig und damit zu einem Bildungswert werden, wenn sie das Persönliche nicht ausklammert.

Wahrheit in der Geschichte?

Es war ein für die Altersstufe typischer Grund, der mich als Zehnjährige bewog, später einmal Geschichte zu studieren: Mich faszinierte nämlich das Relief einer Pfahlbausiedlung in meinem Schulzimmer: putzige Häuschen, auf eine Glasplatte gesetzt! Im Studium erfuhr ich, dass sich meine Begeisterung für die Geschichte an einer falschen Theorie entzündet hatte: Pfahlbauhütten hätten nicht im, sondern am Wasser gestanden, hiess es. Aber vielleicht ist auch das nur die vorläufige Wahrheit. Ich habe damals jedenfalls die wichtige Erkenntnis gewonnen, dass sich die Bilder, die Historiker von der Vergangenheit entwerfen, nie völlig mit der Wirklichkeit decken.

Kürzlich musste ich etwas lächeln, als ich in einer Zeitung las, die Bergier-Kommission werde nun endlich die ganze Wahrheit über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg ans Tageslicht befördern. Nichts gegen die Bergier-Kommission! Aber sie wird der Wahrheit bei allem Bemühen nur um einige Schritte näher kommen können. Historische Arbeit, so meine Überzeugung, ist trotzdem eine unbedingte Notwendigkeit, und jede Generation muss sie neu auf sich nehmen. Nicht nur, dass man sonst die eigene Zeit nicht versteht, sondern – schlimmer noch – es etablieren sich «wilde» Geschichtsbilder, Mythen also, die den Blick in die Gegenwart verschleiern und deshalb vernunftgemässem und ethischem Handeln im Wege stehen. Als Illustration bieten sich die schrecklichen Ereignisse im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts im Balkan an.

Rebellische Jugend und neue Frauenbilder

Ein einziges Mal erlebte ich es, dass junge Menschen völlig in den Sog des Zeitgeistes gerieten. Das war im Herbst 1970, zwei Jahre nach der 68er Revolte, als ich meine erste Klasse an der Kantonsschule Sargans übernahm. Viele Schüler gaben sich rebellisch gegen die Autoritäten in Familie, Schule, Kirche, Staat und Gesellschaft. Ich erinnere mich gut an die damaligen leidenschaftlichen Diskussionen im Geschichtsunterricht. Ich spürte hautnah eine Aufbruchstimmung, wie sie schon einmal, zu Beginn des Jahrhunderts, unter den Jugendlichen geherrscht hatte. Damals hatte sie sich in Reformkleidung und Wandervogel-Bewegung, im Pochen auf freie Wahl des Berufs und des Ehepartners gezeigt, und, wenn man an Hermann Hesses «Unterm Rad» denkt, auch damals schon in der Kritik an sämtlichen Autoritäten. In meiner Gymnasialzeit in den fünfziger Jahren an der «Höheren Töchterschule» in Zürich war es verboten, Hosen zu tragen; mit Ausnahme einiger – natürlich lediger – Lehrerinnen ermutigte uns niemand zu einem Universitätsstudium, und ich erinnere mich nicht, dass das Frauenstimmrecht je thematisiert worden wäre. Ich war denn damals auch überzeugt, eine Rollenteilung zwischen Mann und Frau in der Politik sei ganz in Ordnung.

In Sargans sassen von der Gründung der Kantonsschule im Jahr 1963 an Jungen und Mädchen in derselben Klasse nebeneinander, auch war die Schule von Anfang an in konfessioneller Hinsicht gemischt. Das erregte Anstoss, besonders im der Tradition verpflichteten Sarganserland. Doch nun gerieten die Kantonsschüler trotz des fortschrittlichen Schulkonzepts auch hier in Unruhe. Im Verlauf der siebziger Jahre beruhigten sich die Schülerinnen und Schüler wieder. Teilweise wurden sie so zahm, dass es für uns Lehrpersonen gelegentlich sogar notwendig wurde, sie mit provokativen Fragen aus dem Busch zu klopfen, wollten wir uns nicht mit einem farblosen Unterricht zufriedengeben.

Mit Zuversicht in die Zukunft

Seit Anfang der neunziger Jahre weht der Wind in Wirtschaft und Gesellschaft rauher. Spurlos ging das an der Schule nicht vorbei. Schülerinnen und Schüler sprechen von verstärktem Druck. Sie passen sich den neuen Umständen an. Umso grösser, so scheint es mir, ist aber ihr Freiheitsdrang, der sich zwar selten im Unterricht, dafür aber neben der Schule Ventile sucht. Leicht irritiert muss ich bisweilen zur Kenntnis nehmen, dass viele von ihnen in verallgemeinerndem Sinne meinen, früher hätten die Werte eben noch Gültigkeit gehabt. Kürzlich in einer Diskussion nahm die Mehrheit der Klasse an, die Zahl der Abtreibungen sei früher viel geringer gewesen als heute, dabei ist doch das Gegenteil der Fall. Ihrer eigenen Generation werfen sie Oberflächlichkeit, Materialismus und manchmal sogar fehlenden Glauben vor. Auch die Elterngeneration verschonen sie mit derartigen Vorwürfen nicht. Werfen ihnen hingegen ältere Zeitgenossen Faulheit, Genusssucht und mangelnden Ernst vor, so reagieren sie häufig mit Empörung.

Junge Menschen von heute sind durchaus religiös. Und sie geben auffallend viele idealistisch gefärbte Äusserungen von sich. Und Jugendliche stellen ihren Idealismus ja auch oft unter Beweis: In Grabs beispielsweise sammelt der CVJM (Christlicher Verein Junger Menschen, eine Jugendorganisation) bei seinem jährlichen Zweistundenlauf im September jeweils Zehntausende von Franken für Projekte in der Dritten Welt. Unter anderem im Umweltverhalten Jugendlicher zeigt sich bisweilen jedoch ein Auseinanderdriften von Theorie und Praxis. Man ist natürlich für den Umweltschutz, lässt die Zigarette aber unachtsam irgendwohin fallen. Trotzdem: Junge Menschen sind voll guten Willens. Und das macht mich am Übergang ins dritte Jahrtausend zuversichtlich.

2 PAUL HUGGER, *Werdenberg. Eine volkstümliche Monographie.* Buchs/Oberriet [1964]. S. 27–28.

3 Aus *Frauengeschichte(n),* S. 103. Vgl. Anmerkung 1.